

60 Jahre Warenhaus Jelmolli in Zürich

Autor(en): **Schilling, J. / Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **80 (1962)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-66110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



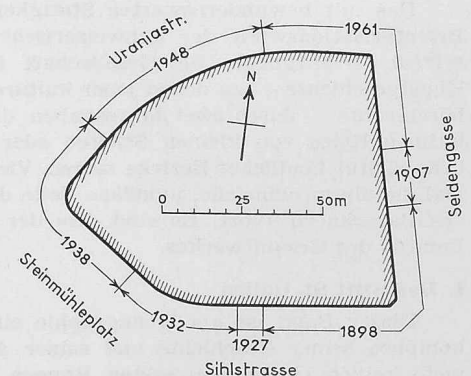
60 Jahre Warenhaus

Jelmoli in Zürich

DK 725.215

Mit der kürzlich erfolgten Fertigstellung des Jelmoli-Neubaues an der Ecke Seidengasse-Uraniastrasse findet eine über sechzigjährige bauliche Entwicklung mitten im Herzen Zürichs ihren Abschluss. 1898 begannen die Abbrucharbeiten an den alten Häusern an der Ecke Seidengasse/Sihlstrasse, und es entstand dort der Altbau, damals grossartig Glaspalast genannt. Dann folgten sich in kürzeren und längeren Etappen die verschiedenen Bauten, die nun in ihrer Gesamtheit einen grossen, geschlossenen Block bilden. Es ist nicht uninteressant, die Gesichter dieser verschiedenen Bauetappen nebeneinander zu halten und zu vergleichen: Haben wir da ein Stück Architekturentwicklung der neuesten Zeit vor uns? oder verschiedene, vielleicht unterschiedlich begabte Interpretationen der selben Aufgabe, für deren Lösung die selben bautechnischen Mittel zur Verfügung standen?

J. Schilling

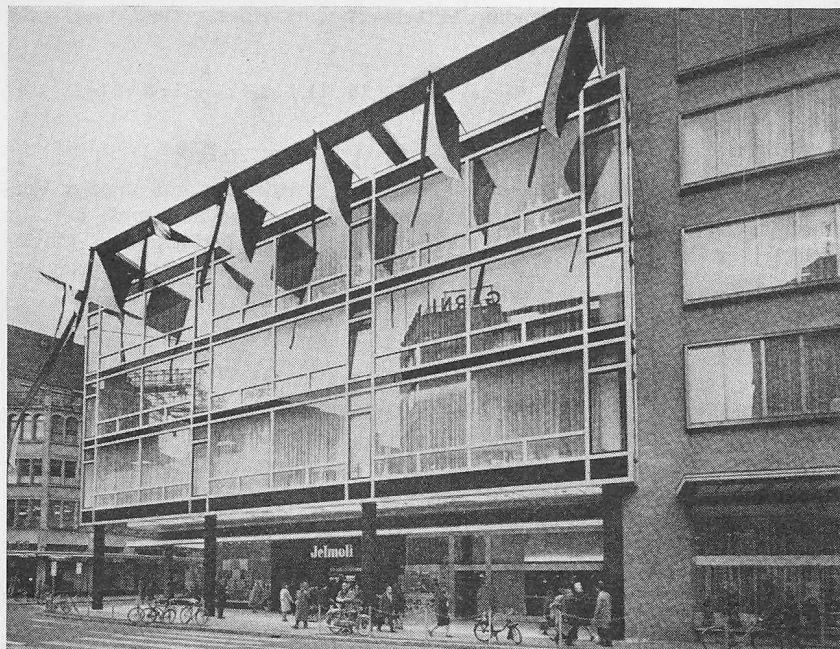


Oben: 1898/1900. Der «Glaspalast». Architekten *Stadler* und *Usteri*, Zürich

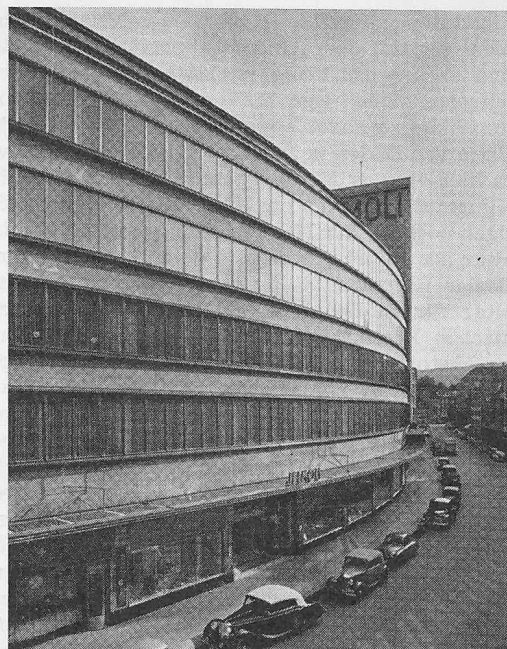


Mitte: 1931/32, Erweiterungsbau 1. Etappe an der Sihlstrasse, anschliessend an den Altbau. Architekt *Otto Pfleghard*, Zürich, mit Architekt *Schaudt*, Berlin. — 1936/38, Erweiterungsbau 2. Etappe anstelle des Bürklihauses (Besitzer Stadttingenieur Dr. Arnold Bürkli's Erben) und des Blindenheims. Die mehrstöckige Weiterführung des Jelmoligebäudes mit dem Jelmoliturm am neu geschaffenen Steinmühleplatz. Architekt *O. Pfleghard*, Zürich, Fassadengestaltung Architekt *Mongeaud*, Paris (s. ausführliche Darstellung in SBZ Bd. 115, Nr. 14, 6. April 1940)

Unten: 1954/57. Das grosse Verwaltungsgebäude mit der viel diskutierten Passerelle am Steinmühleplatz. Architekten *Ernst* (†) und *Bruno Witschi*



1958/61, Neubau Seidengasse/Uraniastrasse. Architekt Dr. Roland Rohn, Zürich



1947/48, Erweiterungsbau 3. Etappe an der Uraniastrasse. Architekt Dr. Roland Rohn, Zürich

niemals stattgefunden haben, aber nach der Rechtslage hätten stattgefunden haben können.

Dass auf die über alle Grenzen wichtige St. Galler Buchmalerei des 9. und 10. Jh. nur in Stichproben hingewiesen werden kann, versteht sich von selbst. Vielleicht darf man für später auf einen eigenen Band über dieses Thema hoffen, ist doch die St. Galler Stiftsbibliothek die weitaus reichste unter den wenigen Klosterbibliotheken, die erhalten geblieben sind, und wenn die Schätze der Pariser Nationalbibliothek oder des British Museum oder der Vaticana auch umfangreicher sind, so fehlt ihnen das Organischgewachsene, das die St. Galler Bibliothek so unvergleichbar macht.

II. Basler Kirchen

Dieser zweite Kirchenband von vieren (die geplante Münster-Monographie eingerechnet) bestätigt aufs Nachdrücklichste den Rang Basels als die im Mittelalter weitaus bedeutendste Stadt auf dem Gebiet der nachmaligen Eidgenossenschaft. Entsprechend der alphabetischen Reihenfolge enthält er die Kirchen und Klostergebäude des Damenstiftes Klingental, des Klosters und der Pfarrkirche St. Leonhard, des beim Bau des Theaters und der Kunsthalle von 1833 bis 1874 sukzessive abgebrochenen Klosters St. Maria Magdalena in der Steinen, und Basels älteste Pfarrkirche St. Martin.

Die Schönheit und kunsthistorische Bedeutung der seit 1804 zur Kaserne verbauten Kirche des vornehmen Damenstiftes Klingental im Kleinbasel ist noch nie so eindringlich gezeigt worden; sie dürfte für viele Leser eine Überraschung bedeuten — und eine herrliche Aufgabe für die Basler Denkmalpflege. Im «Kleinen Klingental», dem ausserhalb der Klausur gelegenen Gebäude am Rhein, das ursprünglich die Laienbrüder, Pfründer und Wirtschaftsbetriebe beherbergte, ist heute das Stadt- und Münstermuseum untergebracht, eine vorbildliche Leistung des auch sonst hochverdienten und originellen Denkmalpflegers *Rudolf Riggenbach* († 1961)³⁾. Demselben verdankt dieser Band auch die Darstellung der Wandgemälde in den verschiedenen Kirchen, worunter die des nichterhaltenen, aber in alten Nachzeichnungen gut dokumentierten Totentanzes im ehemaligen Kreuzgang des Klingental-Klosters fast monographischen Umfang angenommen hat.

Die meisten nach dem Erdbeben 1356 neu gebauten oder wiederhergestellten Basler Kirchen folgen dem Typus der rheinischen Minoritenkirchen — so die Kirchen des Klingental- und Steinenklosters und auch die Pfarrkirche St. Martin

(St. Alban, Barfüsser, St. Clara und Kartause sind im ersten Basler Kirchenband dargestellt). In Zürich ist dieser Typus durch den Predigerchor vertreten, im Aargau durch das königliche Königsfelden. Diese edel-asketischen Kirchen bestehen jeweils aus einem gewollt-nüchternen, ein- oder dreischiffigen, holzgedeckten Gemeindesaal, der «Leutkirche», und dem durch einen Lettner davon abgeschrankten schmalen Chor mit hohen, schlanken Fenstern und einem straffen und zarten Rippengewölbe, das im Klingental mit ausnehmend schön ornamentierten Schlusssteinen versehen ist, und ungewöhnlicherweise mit grossen Köpfen in den Rippenwinkeln.

Die Kirche zu St. Leonhard dagegen gleicht nur in ihrem Chor den vorigen. Unter ihm befindet sich eine romanische Hallenkrypta, verwandt der des Grossmünsters in Zürich, doch viel kleiner — neben dem Münster und dem Kreuzgang zu St. Alban das einzige Dokument des romanischen Stils in Basel, das darauf wartet, aus seiner Degradierung zum Heizraum erlöst zu werden. Die «Leutkirche» aber ist hier eine wunderschöne, spätgotisch gewölbte Halle mit schlanken abstrakten Pfeilern, das einzige Beispiel des in Deutschland so beliebten Typus der Hallenkirche in der Schweiz, von den beiden viel bescheideneren Werken des Ulrich Ruffner im Wallis — Savièse und Raron — abgesehen. Begonnen wurde dieses stolze Bauwerk spätestens 1489 von Meister Hans Niesenberger aus Graz, und vollendet nach dessen Tod (1492) durch Hans von Nussdorf im dritten Jahrzehnt des 16. Jh.

Auf den Abbildungen 224 bis 227 und dem Querschnitt 223 ist der Lettner der St. Leonhardskirche, auf 392 der an die Rückwand versetzte Lettner der Martinskirche, und im Grundriss Abb. 31 der 1860 abgebrochene Lettner im Klingental zu sehen. Diese Bilder sollten sich alle, die sich mit der Frage der Beibehaltung oder des Abbruchs des Lettners im Zürcher Fraumünster befassen, genau überlegen. Ganz abgesehen von seiner liturgischen Funktion ist die ästhetische Bedeutung dieses Bauteils offensichtlich: durch den kleinen Masstab seiner Bogen vermittelt er zwischen den grossen Formen der Arkaden und dem Masstab der Kirchenbesucher; erst durch den Kontrast zu den kleinen Bogen erscheinen die grossen wirklich gross — und nicht nur leer. Man sollte sich dazu entschliessen, auch in Königsfelden den Lettner wieder herzustellen: die heute unverständliche kahle Trennwand zwischen Schiff und Chor würde verschwinden und der heute kahl wirkende Raum sehr viel besser werden.

Interessant und verdienstlich ist auch die Heimweisung abgewanderten oder nur bildlich überlieferten Kunstgutes in seinen ursprünglichen Zusammenhang. So wird das «Schön-

³⁾ Siehe Nachruf in «Unsere Kunstdenkmäler» 1961, Nr. 3/4, S. 66.

kindantependium» im Historischen Museum Basel im Zusammenhang mit dem Klingental Kloster gezeigt, dem es gehörte, und ebenso das heute im kleinen Münsterkreuzgang eingemauerte eigenartige Masswerk, das bisher immer mit der ursprünglich davor angebrachten Grabplatte der Markgräfin Clara von Baden in Zusammenhang gebracht wurde, während es hier als das Nischengitter vor dem Reliquiengrab der im Klingental verehrten hlg. Euphrosyne identifiziert wird. Wichtiger noch ist der Nachweis, dass der berühmte Heilsspiegelaltar des Konrad Witz, von dem die berühmten Tafeln in der Basler Kunstsammlung stammen, wahrscheinlich als Choraltar für St. Leonhard entstanden ist, und aus der romanischen Kirche des gleichen Klosters stammen die Reliefs im Historischen Museum. Auch das kalligraphisch wunderbare gotische Antiphonar, das über Muri in die Kantonsbibliothek Aarau kam, gehörte dem St. Leonhardstift. Auch viele nur bildlich überlieferte Grabplatten werden abgebildet — schade, dass die beim Abbruch des Steinenklosters in den hintersten Winkel des Münsterkreuzganges übertragene grosse Grabplatte dem Verfasser entgangen ist.

Es wäre undankbar, würde man nicht neben dem Verfasser *François Maurer* auch die Namen derjenigen nennen, die umfangreiche Vorarbeiten geleistet haben, es sind dies *C. H. Baer, Rudolf Kaufmann, Hans Reichardt, Ernst Stockmeyer* und der schon genannte *Rudolf Riggensbach*.

Der Leser sollte es sich nicht verdriessen lassen, auch die kleingedruckten Anmerkungen dieser Bände zur Kenntnis zu nehmen. In ihnen, wie auch im Text findet sich eine erstaunliche Menge interessanter kulturhistorischer Einzelheiten — sozusagen an der Quelle, aus Urkundenzitaten geschöpft. Vieles betrifft die kirchlichen und klösterlichen Verhältnisse vor, während und nach der Reformation — nicht immer Erfreuliches, aber es war schon immer so, dass das Unregelmässige bis Skandalöse aufgezeichnet wird, während das Regelmässige lautlos von selbst abläuft. *Peter Meyer*

Zum Traglastverfahren

DK 624.04:539.374

Schluss von Seite 126

Erwiderung

Bild 3 der «Richtigstellungen» von Prof. Thürlimann erlaubt, die Diskussion über das Traglastverfahren wenigstens in einem ersten Hauptpunkt abzuschliessen. Dieses Bild ist in Bild 1 a mit einer Korrektur und einer Ergänzung wiedergegeben: die «theoretische Traglast» P_p sowie die den Fließbeginn verursachende Fließlast P_F sind hier mit dem für die Träger I 60/40 aus Stahl St. 44 unserer Versuche

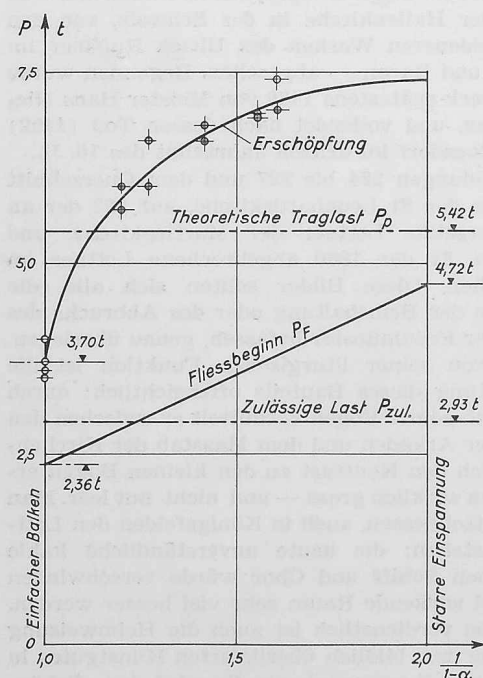


Bild 1a. Traglastverfahren

1953 zutreffenden Mittelwert der Fließgrenze, $\sigma_F = 3,1 \text{ t/cm}^2$, berechnet.

$$P_p = f \cdot W_x \cdot \sigma_F \cdot \frac{8}{l_2} = 1,15 \cdot 11,4 \cdot 3,1 \cdot \frac{8}{60} = 5,42 \text{ t}$$

$$P_F = \frac{1}{1-\alpha} \cdot W_x \cdot \sigma_F \cdot \frac{4}{l_2} = \frac{1}{1-\alpha} \cdot 2,36 \text{ t}$$

und nicht mit dem von Prof. Thürlimann aus unsern Versuchen 1935 übernommenen Wert $\sigma_F = 3,36 \text{ t/cm}^2$, der für die Träger I 46/35 aus St. 47 im Mittel gültig war. Ferner ist in Bild 1 a noch die nach dem Traglastverfahren zulässige Belastung P_{zul} ,

$$P_{zul} = \frac{P_p}{1,85}$$

eingetragen.

Es besteht wohl Einigkeit darüber, dass eine Theorie die Wirklichkeit zutreffend erfassen soll. Existiert eine solche Theorie noch nicht, so müssen wir uns mit einem Annäherungsverfahren begnügen; an dieses ist aber im Bauwesen die Bedingung zu stellen, dass es auf der sicheren Seite liege. Bild 1 a zeigt nun deutlich, dass das Traglastverfahren weder die Bedingungen einer Theorie noch (besonders in bezug auf die Fließlast P_F) diejenige eines Annäherungsverfahrens erfüllt. Es sei noch ausdrücklich festgehalten, dass bei unsern Versuchen sich unter der Erschöpfungslast keine Kipperscheinungen der Seitenfelder zeigten; dies lässt sich übrigens auch aus der Berechnung der Momente M und X mit den wirklichen Formänderungsgrößen beweisen.

In Bild 1 b sind die Erschöpfung- und Fließlasten mit den zulässigen Lasten P_{zul} verglichen, die sich nach der Elastizitätstheorie mit einer Sicherheit von $n_F = 1,5$ gegen Erreichen der Fließgrenze ergeben. Die Elastizitätstheorie erfüllt in bezug auf den Fließbeginn die Bedingungen einer zutreffenden Theorie und in bezug auf die Erschöpfungslasten diejenige eines auf der sicheren Seite liegenden Annäherungsverfahrens.

Auf die weiteren Hauptpunkte, nämlich die notwendige Begrenzung einer Anwendung des Traglastverfahrens auf einige ausgewählte statisch unbestimmte Systeme unter ruhender Belastung und ohne Anpassung der Querschnittswerte an den Momentenverlauf in den massgebenden Querschnitten sowie auf die Grundlagen einer optimalen baulichen Ausbildung der Tragwerke im Zusammenhang mit der Elastizitätstheorie bzw. dem Traglastverfahren, tritt Prof. Thürlimann nicht ein; es besteht somit vorläufig keine Notwendigkeit, die Diskussion über diese Fragen hier weiterzuführen.

F. Stüssi

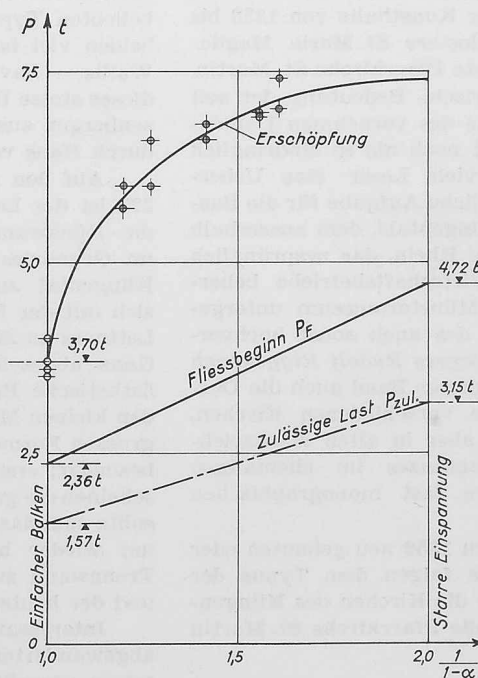


Bild 1b. Elastizitätstheorie

Schlusswort

Nach Prof. Thürlimanns Auffassung hat die Diskussion zur Übereinstimmung in der Feststellung geführt, dass die maximalen Lasten von Prof. Stüssis Versuchen über der theoretisch gerechneten Traglast lagen. Nach seiner Meinung bestätigen somit auch diese Versuche, dass das plastische Berechnungsverfahren zutreffende oder auf der sicheren Seite liegende Resultate bezüglich der statischen Tragfähigkeit liefert.

Prof. Thürlimann hat uns mitgeteilt, dass er auf die Weiterführung dieser Diskussion verzichte.

Die Redaktion